

Vom kommenden Sieg der Demokratie

dromedar

Vom kommenden Sieg der Demokratie

Thomas Mann als Lecturer in den USA:
Politische Aufsätze und Reden

»Lecturing ist eine rein amerikanische Beschäftigung. Nirgendwo auf der Welt ist das ein anerkannter Beruf. Ich kenne kein anderes Land, in dem man sein Leben damit verbringen und seinen Unterhalt dadurch verdienen kann, daß man herumreist und Reden hält.«

— *Erika Mann*

»Unsere Zeit hat das eigentümlich verdrehte Phänomen zustandegebracht, daß eine Massenversammlung armer Schlucker im Geiste voll krankhaften Entzückens der Abschaffung der Menschenrechte zujubelte, die jemand von der Tribüne herab durch den Lautsprecher verkündete.«

— *Thomas Mann, »Achtung, Europa !«*

Thomas Mann galt in den USA als große Attraktion. Allein im Frühjahr 1938 besuchten ihn über 40000 Zuhörer auf Vortragsreisen, weitere *lecture-Touren* durch die USA folgten. In feinsinnigen politischen Aufsätzen und Reden verteidigte er die Demokratie und analysierte die Entwicklungen seiner Epoche, die er in einer gesellschaftlich-kulturellen Einordnung begreifbar machte, die nicht an Aktualität verloren hat.



Nr. 10

ISBN 978-3-911717-32-8

verlag@dromedar-verlag
dromedar-verlag.de

Veröffentlicht im Dromedar Verlag UG (haftungsbeschränkt); Hanauer Landstraße 204 in 60314 Frankfurt am Main. Herausgegeben und eingeleitet von Johannes Schanbacher. Alle Rechte vorbehalten. Gesetzt in einer Garamond-Schrifttype. Gedruckt und gebunden von CPI Books GmbH; Birkstraße 10 in 25917 Leck. Erste Auflage im November 2026.

dromedar

Darauf *pochen* sie, damit *prahlen* sie.

Thomas Mann

**Vom kommenden Sieg
der Demokratie**

Thomas Mann
als *Lecturer*
in den USA:

Politische
Aufsätze
und *Reden*

dromedar

Inhalt

Einleitung

Thomas Mann als Lecturer in den USA 15

Vorher

Achtung, Europa! 35

Ein Briefwechsel 53

Dieser Friede 65

Auf Vortragsreisen in den USA

Vom kommenden Sieg der Demokratie 89

Das Problem der Freiheit 127

In der Library of Congress

Deutschland und die Deutschen 155

Nietzsches Philosophie im Lichte unserer Erfahrung 183

Goethe und die Demokratie 227

Vor der Rückkehr in die Schweiz

Meine Zeit 251

Anhang

Anmerkungen 279

Zeittafel 283

Textquellen 287

Einleitung

Thomas Mann als Lecturer in den USA

Als Thomas Mann am 10. Februar 1933 nach Amsterdam aufbrach – er war nach Amsterdam eingeladen worden, um auf einer Feier zum 50. Todestag Richard Wagners einen Vortrag zu halten – wusste er nicht, dass er nicht mehr nach Deutschland zurückkehren würde.¹ Von Amsterdam aus fuhr Thomas Mann nach Brüssel und dann nach Paris, und anschließend zur Erholung in die Schweiz. In der Schweiz aber erhielt er ›Warnungen und Abmahnungen‹, dass seine Sicherheit in Deutschland nicht mehr gewährleistet sei, da er sich ›pazifistischer Exzesse‹ schuldig und ›geistigen Landesverrat‹ begangen habe.² An seine italienische Übersetzerin schrieb er, dass deshalb aus der Erholung nichts oder das Gegenteil werde und sich der Aufenthalt erzwungenermaßen in die Länge zöge. Tatsächlich kehrte er nicht mehr in sein Münchner Haus zurück, sein Besitz wurde beschlagnahmt. Als er 1936 ausgebürgert wurde – und ihm Universitäten in Deutschland auch die Würde des Ehrendoktors entzogen hatten –, wurde er Staatsbürger der Tschechoslowakei: »Ich habe es mir nicht träumen lassen, es ist mir nicht an der Wiege gesungen worden, daß ich meine höheren Tage als Emigrant, zu Hause enteignet und verfemt, in tief notwendigem politischem Protest verbringen würde.«³ Erst im Herbst 1933 konnte Thomas Mann zusammen mit seiner Familie ein neues Zuhause in Küsnacht am Zürichsee beziehen.

In den USA war seit 1933 der Demokrat Franklin Delano Roosevelt Präsident, und sollte das bis 1945 bleiben. Auf einer allerersten nur mehrtägigen USA-Reise

¹ Thomas Mann, *Briefe I*, Herausgegeben von Erika Mann, Fischer Taschenbuch Verlag (1979), *An Walter Opitz* – 20. I. 33, S.326f.

² Ebd., *An Lavinia Mazzucchetti* – 13. III. 33, S.328f.

³ Thomas Mann, *Achtung, Europa!*, Berman Fischer Verlag Stockholm (1938), S.101.

stellte Thomas Mann 1934 seinen Joseph-Roman, der in englischer Übersetzung vorlag, in New York der Öffentlichkeit vor; zusammen mit Albert Einstein verlieh ihm die Harvard University 1935 die Ehrendoktorwürde – die USA zeigten sich offen für Emigranten aus Deutschland. Vor einer »5 oder 6 tausendköpfigen Zuschauermenge« sei das Promotionsfest, so Mann in einem Brief, zu einer eindrucksvollen Kundgebung geworden. Seine Wahl, so Mann weiter, sei nicht ohne Anteilnahme des Präsidenten Roosevelt zustande gekommen. »Dieser lud meine Frau und mich privat, ohne Beanspruchung des Botschafters natürlich, zu sich ins Weiße Haus nach Washington, wohin wir von New York mit dem Air-plane in 1 Stunde und 20 Minuten reisten.«¹

Thomas Mann wurde insgesamt drei Mal ins Weiße Haus eingeladen und schien Roosevelt »zugetan«: »Diese Mischung von Schlaueit, Sonnigkeit, Verwöhntheit, Gefalllustigkeit und ehrlichem Glauben ist schwer zu charakterisieren, aber etwas wie Segen ist auf ihm, und ich bin ihm zugetan als dem, wie mir scheint, geborenen Gegenspieler gegen Das, was fallen muß.«²

Nachdem sich 1938/39 für Thomas Mann entgültig ein *Traum* zerschlagen hatte, dass es mit Deutschland an den Rand eines Krieges komme, sodass Deutschland und die Welt über Nacht »von dem Alb der Nazi-Tyrannie« befreit wäre, nachdem man mit Staunen gesehen hätte, »daß man mit diesem Regime und seinem unsäglichem, meist offen kriminellen Personal verkehrte, als handele

¹ Thomas Mann, *Briefe I*, Herausgegeben von Erika Mann, Fischer Taschenbuch Verlag (1979), *An Gottfried Berman Fischer – On Board 10. VII. 35*, S.395.

² Thomas Mann, *Briefe II*, Herausgegeben von Erika Mann, Fischer Taschenbuch Verlag (1979), *An Agnes E. Meyer – The Bedford 24. I. 41*, S.174f.

es sich um einen Staat wie einen anderen« und nachdem ihm klar wurde, dass »dieses Europa den mehrmals in so greifbare Nähe gerückten Sturz der nationalsozialistischen Diktatur *garnicht wollte*«³, waren die USA mehr als ein Ausweg. Und Thomas Mann muss entschlossen gewesen sein, als er 1938 in die USA emigrierte und Vortragsreisen unternahm – und später auch an Radiosendungen mitarbeitete –, in denen er sich offen gegen den Faschismus in Deutschland und Europa stellte; seine Reden konnte man als »Agitationsreden«⁴ gegen den Faschismus und das Hitler-Regime begreifen: »Und so habe ich, in Deutschland und dann als Emigrant, mein Wort, das Ansehen und Vertrauen, das ich mir als künstlerischer Gestalter des Menschlichen erworben, in den Dienst der moralischen Ideen und politischen Mächte gestellt, die der fascistischen Woge noch einen Damm schien entgegensetzen zu können.«⁴

Die ältesten Kinder von Thomas und Katia, Erika und Klaus, hatten Deutschland, wie auch die Eltern, bereits 1933 verlassen. Erika Mann hatte nach ihrer Emigration das politische Kabarett ›Die Pfeffermühle‹ in die Schweiz verlagert; auch ihr Bruder Klaus trat mit auf – zusammen hatten sie europaweite Erfolge.⁶ Ihre Exil-Situation verschlechterte sich aber zunehmend. Klaus Mann notierte im Lebensbericht ›Der Wendepunkt‹: »Je mehr Macht und Prestige das Dritte Reich gewann, desto prekärer wurde die Position der deutschen Antifaschisten, im Lande selbst und draußen, im Exil. Überall ließ man uns

³ Thomas Mann, *Dieser Friede*, Berman Fischer Verlag (1939), S.22ff.

⁴ Ebd., S.8.

⁵ Hans Rudolf Vaaget, *Thomas Mann in Amerika* (2011), S. Fischer Verlag, S.259f.

⁶ Klaus Mann, *Der Wendepunkt*, Edition Spangenberg (1976), S.322ff.

spüren, dass wir nur eben geduldet waren. Wie lange noch? Das hing von Umständen ab, die sich kaum voraussehen und gewiß nicht beeinflussen ließen. Sollte man wieder warten bis zum letzten Augenblick? Morgen wurden wir vielleicht nach Deutschland ausgeliefert, oder die Nazis fielen in unser Gastland ein. Dann wäre es zu spät. Lieber unternahm man rechtzeitig eine Erkundungsfahrt nach dem Erdteil, wo die Demokratie noch stark war und Vertrauen zu sich selbst hatte.«¹

Auch Thomas Mann äußerte sich kritisch über die Lebens-Situation im europäischen Ausland: »Die deutsche Emigration hatte ein furchtbares Erlebnis mit denen gemeinsam, die innerhalb Deutschlands ihre Schmerzen und Hoffnungen teilten: Es war das qualvolle langsame, bis zum Äußersten immer wieder verleugnete Gewährwerden der Tatsache, daß wir, die Deutschen der inneren und äußeren Emigration, Europa, zu dem wir uns bekannt hatten und das wir moralisch hinter uns zu haben glaubten, in Wirklichkeit nicht hinter uns hatten.«⁴ Im Dezember 1936 unternahm Erika Mann den Versuch, ihr auf europäischen Bühnen erfolgreiches politisches Kabarett ›Die Pfeffermühle‹ in den USA einzuführen, ihre Darbietungen auf einer Theaterbühne im New Yorker ›Chanin Building‹ fanden allerdings wenig Begeisterung. Politisches Kabarett hatte in den USA kaum Tradition, Erika Mann selbst wurde vom Publikum jedoch positiv aufgenommen, was

¹ Klaus Mann, *Der Wendepunkt*, Edition Spangenberg (1976), S.390ff.

² Ebd., S.410f.

³ Ebd., S.410f.

⁴ Thomas Mann, *Dieser Friede*, Berman Fischer Verlag (1939), S.10.

⁵ Thomas Mann, Agnes E. Meyer, *Briefwechsel*, Hg. Hans Rudolf Vaegt, S. Fischer Verlag (1992), S.75ff.

sie zu einer Karriere als Rednerin bzw. als *Lecturer* ermutigte. In den folgenden Jahren sollte sie selbst hunderte Vorträge halten und unterstützte Thomas Mann auf seinen Vortragsreisen.² »Die Profession des ›lecturer's‹ – in anderen Erdteilen so gut wie unbekannt – gehört zu den Besonderheiten des amerikanischen Lebens«, schrieb Klaus Mann in ›Der Wendepunkt‹. »Romanciers, Polarforscher, Politiker, exilierte Prinzen, Tennismeister, Religionsstifter, Köche, Medien, Blumenzüchter, Zeitungskorrespondenten, Psychoanalytiker sind im Nebenberuf ›lecturers‹, während andere überhaupt nichts tun: Sie reisen umher und plaudern«, so Klaus Mann weiter, wobei vor allem die richtige *personality* wichtig sei.³

Der Artikel »National Socialism Can't Endure in Germany, Declares Dr. Mann, Most Distinguished Exile« erschien 1937 in der Washington Post und war die erste Zusammenarbeit mit Agnes Elisabeth Meyer, die Thomas Mann kurz vor seiner Rückreise 1937 interviewte. In einem Brief schrieb sie ihm kurze Zeit später, dass der Liberalismus ihn brauche: »Liberalism needs you as its leader, needs your great genius for words to express its aim, needs your integrity as an artist to lean upon, spiritually and politically. You are the proof to all of us that the spirit can still conquer over brutal force.« Sie lud ihn zu einer Vortragsreihe nach Washington ein (Thema: ›Can Democracy survive?‹ – »the most important lectures given in Washington«) bzw. machte ihn darauf aufmerksam, dass sie ihn vorgeschlagen hätte – und sie empfahl ihm die Washington Post, die ihrem Mann und ihr gehörte, als Medium für Veröffentlichungen.⁵ Agnes E. Meyer hatte großen Einfluss auf Manns Erfolg in den USA, war aber auch enge Vertraute, Bewunderin, Förderin und Freundin der Familie – und übersetzte mehrere lectures ins Englische. Die 1887 geborene Meyer war Tochter von deutschen Einwanderern, Journalistin, civil rights-Aktivistin und Kunstmäzenin und mit Eugene Isaac Meyer verheiratet,

einem einflussreichen Kapitalgeber und Regierungsbeamten, der Ende der 1920er-Jahre US-Botschafter in Berlin und in den frühen 1930er-Jahren Governor of the federal reserve board gewesen war – und ausgezeichnete Kontakte in Regierungskreise hatte; seit 1933 besaßen die Meyers die damals heruntergekommene Washington Post. Agnes E. Meyer war sehr gut vernetzt und verhalf Thomas Mann in Princeton zu einer Gastprofessur und an der Library of Congress zu einer Stelle als *Consultant in German Literature* bzw. *Fellow of German Literature* – Jobs, die er zur Sicherung seines Lebensunterhalts nach der Emigration in die USA, auch im Hinblick auf seine Familie, gut gebrauchen konnte.

Thomas Manns erste große Vortragsreise fand zwischen März und Mai 1938 statt¹; insgesamt wurden 15 Vortragstermine gebucht – die Lecture für diese Vortragsreise »The Coming Victory of Democracy« bzw. »Vom kommenden Sieg der Demokratie« war von Agnes E. Meyer ins Englische übersetzt worden. Die New Yorker Literaturagentur ›Harold R. Peat and Saul Colin‹ buchte die Reiseverbindungen und vor Ort die Redetermine und Hotels und kümmerte sich um die Werbung. Thomas Mann galt in der Vortragssaison 1937/38 als große Attraktion und erhielt ein Honorar von 15000 Dollar – ein durchschnittliches Jahreseinkommen lag 1938 in den USA bei etwa 1750 Dollar, ein günstiger Neuwagen kostete etwa 1000 Dollar. Allein im Frühjahr 1938 besuchten mehr als 40000 Zuhörer Thomas Manns Vortragsveranstaltungen und hörten dort

¹ Hans Rudolf Vaget, *Thomas Mann in Amerika* (2011), S. Fischer Verlag, S.241ff.

² Thomas Mann, *Tagebücher 1937-1939*, S. Fischer Verlag (1980, 2003), S.183f.

³ Ebd., S.187f.

die Lecture »The Coming Victory of Democracy« bzw. »Vom kommenden Sieg der Demokratie«.

Nachdem sich Katia und er über Cherbourg auf der Queen Mary eingeschifft hatten, hielt er den ersten Vortrag am 1. März 1938 auf dem Campus der Universität Chicago. Er notierte in seinem Tagebuch: »Riesen-Theater, gefüllt von 4500 Menschen. Lautsprecher. Ruhe und Festigkeit. Publikum Gesellschaft und Jugend. Für diese der Vortrag geeigneter. Dauer: 56 Minuten. Glückwünsche. Empfang im Congress-Hotel gegenüber, Fruchtpunsch. Hundert Händedrucke.«² Weitere Vorträge folgten in Ann Arbor an der University of Michigan, in der New Yorker Town Hall und in Washington, wo er in der Constitution Hall auf dem Capitolshügel sprach und in den folgenden Tagen bei Eugene und Agnes E. Meyer untergebracht war, die nach dem Vortrag einen Empfang veranstalteten. »In Washington das elegante Haus der Meyers. Dinierte dort allein, beim Nachtschiff in Gesellschaft der Hausfrau. Nach dem Vortrag großer Empfang. Der spanische und französische Botschafter. Viel Champagner. Hübsche Stunde nachher im Zimmer zu dritt beim Bier mit Erika.«³ Thomas Mann setzte die Vortragsreise in Philadelphia fort, es folgten Kansas City, Tulsa, Salt Lake City, San Francisco, Berkeley. In Los Angeles hielt er die Demokratie-Rede im Shrine Auditorium vor 6000 Zuhörern. Dannach Urbana-Champaign, Cleveland, Toronto. Der letzte Redetermin war im Mai 1938 in der New Yorker Carnegie Hall.¹

Die Demokratie, so Thomas Mann im Vortrag »The Coming Victory of Democracy« bzw. »Vom kommenden Sieg der Demokratie«, sei »zeitlos-menschlich« und vertrete das *Absolute* im Menschen: »Sagt man Wahrheit, so sagt man auch Freiheit und Gerechtigkeit; spricht man von diesen, so meint man die Wahrheit. Es ist ein mit geistiger Natur und elementarer Sprengkraft geladener Komplex untrennbarer Art – man nennt ihn das Absolute.« Das Wesen des Faschismus aber (das »garstige Kind«) sei

Gewalt: »Sie ist das unerbittlich Tatsachen schaffende Prinzip, sie kann alles oder fast alles, nachdem sie sich durch Angst die Körper unterworfen, unterwirft sie sich sogar die Gedanken.«¹

Die Manns hatten im Mai 1938, während der ersten Vortragsreise, auf dem US-Konsulat in Toronto ihren Einbürgerungsantrag gestellt. Im Tagebuch hatte er für diesen Tag notiert: »Ruhig geschlafen. 9 Uhr auf. Der Morgen sehr dunkel, Gewitter. Schrieb nach dem Frühstück etwas an dem Vorwort für Erika. Folgte dann K. aufs amer. Consulat zur weiteren Bearbeitung der Immigrationspapiere. Langwierig. Ging zurück die Pässe holen (und den Mantel)«.² Aus Sorge über die aktuellen Entwicklungen hatte Thomas Mann beschlossen, auch den Haushalt in der Schweiz aufzugeben. »Der Choc der Untat an Österreich« sei schwer, kommentierte er in einem Brief den Anschluss Österreichs, »die Parallele mit 1933 drängte sich auf, man hatte den Eindruck einer ›Machtergreifung‹ in kontinentalem Stil und das Gefühl des Abgeschnittenseins, wie damals«, so Mann weiter.³ »Welchen Eindruck auch auf mich die Untat an Österreich, daß sie möglich war, daß sie geduldet wurde, gemacht hat, mögen sie daraus ersehen, daß ich beschlossen habe, von dieser Reise nach Amerika, die ich im Februar antrat, um hier Vorträge zu halten, vorläufig nicht nach Europa zurückzukehren. Ich löse meinen Schweizer Haushalt auf und will meinen Wohnsitz

¹ Thomas Mann, *Vom kommenden Sieg der Demokratie in Achtung, Europa!* (1938), Berman Fischer Verlag, S.147ff.

² Thomas Mann, *Tagebücher 1937-1939*, S. Fischer Verlag (1980, 2003), S.218f.

³ Thomas Mann, *Briefe II*, Herausgegeben von Erika Mann, Fischer Taschenbuch Verlag (1979), *An Erich von Kahler* – 26. V. 38, S.46f.

⁴ Ebd., S.45

in einer Universitätsstadt des amerikanischen Ostens nehmen.«⁴ Die Besucher der zweiten Vortragsreise, zwischen Januar und April 1939, hörten die Freiheits-lecture »The Problem of Freedom« bzw. »Das Problem der Freiheit« – die Übersetzung ins Englische hatte Agnes E. Meyer besorgt. Auf dem Campus des New Yorker Union Theological Seminary, einer unabhängigen Theologischen Hochschule, fand am 23. Januar 1939 der erste Vortragstermin statt, die bekannten Theologen Paul Tillich und Reinhold Niebuhr, die beide am Union Theological Seminary lehrten und beide aus Deutschland emigriert waren, beteiligten sich an der anschließenden Diskussion. Weitere Stationen waren Brooklyn und Montclair in New Jersey, bevor Mann in Boston auf dem Ford Hall Forum auftrat, wo er vom ebenfalls emigrierten Politologen Carl Joachim Friedrich eingeführt wurde. Die Vorträge in Cincinnati (Wise Temple), Chicago (Shalom Temple) und St. Louis (Young Men's and Young Woman's Hebrew Association) wurden von jüdischen Organisationen veranstaltet; es folgten Vorträge in Fort Worth, Omaha, Seattle und im April 1939 in Baltimore.⁵

Die Freiheits-lecture ermutigte das Publikum zur Verteidigung der Demokratie, die nicht nur *sein* dürfe, so Mann in der Lecture, sondern *kämpfen müsse*, denn ohne Kampf werde sie aufhören zu sein.⁶ Wie zuvor in der Demokratie-Rede, forderte Mann aber auch Veränderungen, forderte einen Ausgleich von *Freiheit* und *Gleichheit*, eine Verlagerung des Schwerpunkts nach der Seite der Gleichheit, der ökonomischen Gerechtigkeit, sodass eine *sozialere Demokratie* entstehen könne: »Demokratie

⁵ Hans Rudolf Vaget, *Thomas Mann in Amerika* (2011), S. Fischer Verlag, S.248ff.

⁶ Thomas Mann, *Das Problem der Freiheit* (1939), Berman Fischer Verlag, S.32.

ist: sie ist der menschliche Ausgleich zwischen einem logischen Gegensatz, die Versöhnung von Freiheit und Gleichheit, der individuellen Werte und der Anforderungen der Gesellschaft. Dieser Ausgleich aber ist niemals vollendet und endgültig erreicht, er bleibt eine immer aufs neue zu lösende Aufgabe der Humanität; und wir fühlen, daß heute in der Verbindung von Freiheit und Gleichheit das Schwergewicht sich nach der Seite der Gleichheit und der ökonomischen Gerechtigkeit, vom Individuellen also nach der Seite des Sozialen verlagert. Die *soziale Demokratie* ist heute an der Tagesordnung.«¹ Die Freiheits-Rede wurde, teilweise in veränderter Form und mit anderem Titel versehen, als Lecture auch auf einer dritten und vierten Vortragsreise vorgetragen.² Die dritte Vortragsreise startete im Januar 1940 in Ottawa, es folgten Toledo, Delaware, ein Vortrag in Dubuque in der St. Luke's Methodist Church, Ames, Minneapolis, Topeka (Kansas) – und endete im Februar 1940 mit Redeterminen in Dallas und Houston.

Im Herbst 1940 brach Thomas Mann zu einer weiteren lecture-Tour auf – es war bereits seine vierte Vortragsreise. Er hielt Vorträge im Claremont College bei Los Angeles und in Evanston bzw. Chicago, hatte eine Town Hall-Veranstaltung mit Podiumsdiskussion – die Reise wurde unterbrochen von einer Einladung ins *White House* im Januar 1941 – und er sprach auf Veranstaltungen in North Carolina und Georgia, in einer Synagoge in Brooklyn hielt er den Vortrag *im Hut*, Chicago und Denver, entlang der Westküste, in Alabama und in Philadelphia. Die

¹ Thomas Mann, *Das Problem der Freiheit* (1939), Berman Fischer Verlag, S.35.

² Hans Rudolf Vaegt, *Thomas Mann in Amerika* (2011), S. Fischer Verlag, S.252ff.

³ Ebd., S.252ff.

Vortragsreise endete am 24. November 1941 in Stockton am College of the Pacific.³

Die Gastprofessur als lecturer in the humanities an der Princeton University war 1940 ausgelaufen; als Nachfolge vermittelte ihm Agnes E. Meyer im Herbst 1941 eine Stelle als *Consultant in German Literature* bzw. *Fellow of German Literature* in der Library of Congress. Agnes E. Meyer selbst hatte eine Stimme im Library of Congress Trust Board, die Eugene and Agnes E. Meyer Foundation war einer der privaten Geldgeber der Library. Er notierte in seinem Tagebuch: »11 Uhr abgeholt von Mrs. Meyer. Mit ihr durch die feucht-bunte Landschaft nach dem Landhaus gefahren. Dort bei Kaminfeuer Gespräch wechselnd zwischen ihrer Arbeit u. dem ›Staatsschreiben‹. Gut erdachte Lösung: Library of Congress, McLeish, Honorary Consultant, Jahresgehalt von 5000 Dollars. Befriedigung.«⁴ Thomas Mann sollte jedes Jahr einen Vortrag in der Library halten. 1942 löste Thomas Mann den Haushalt in Princeton auf und siedelte nach Kalifornien über, wo er in einem Vorort von Los Angeles, in Pacific Palisades, zusammen mit seiner Familie eine neu gebaute Villa mit dem ›schönsten Arbeitszimmer‹ seines Lebens bezog. »Die Landschaft um unser Haus herum, mit dem Blick auf den Ozean, sollten Sie sehen; den Garten mit seinen Palmen, Öl-, Pfeffer-, Citronen- und Eukalyptus-Bäumen, den wuchernden Blumen, dem Rasen, der wenige Tage nach der Saat geschoren werden konnte«, schrieb er an Hermann Hesse. »Heitere Sinneseindrücke sind nicht wenig in solchen Zeiten, und der Himmel ist hier fast das ganze Jahr heiter und sendet ein unvergleichliches alles verschönendes Licht.«⁵

⁴ Thomas Mann, *Tagebücher 1941-1943*, S. Fischer Verlag (1982, 2003), S.342f.

⁵ Thomas Mann, *Briefe II*, Herausgegeben von Erika Mann, Fischer Taschenbuch Verlag (1979), *An Hermann Hesse – 15. März 42*, S.248f.

Über den ersten Vortragstermin an der Library of Congress, der im November 1942 stattfand, schrieb er in ›Die Entstehung des Doktor Faustus‹: »Die Vortragsveranstaltung in der Library of Congress führte mich zu meiner Freude wieder mit Archibald McLeish, damals noch Staatsbibliothekar, und seiner Frau zusammen, und als besondere Ehre empfand ich es, daß Vice-President Wallace, von MacLeish eingeführt, meiner Rede den Vorschlag gab. Die Lesung selbst, von den Zeitereignissen nicht ungefärbt, durch den Lautsprecher hörbar noch in einem zweiten dicht gefüllten Saal, fand nach so gewinnender Vorbereitung des Publikums mehr als freundliche Aufnahme. Den Abend beschloß ein figurenreicher Empfang im Meyer'schen Haus, bei dem ich mich vornehmlich zu den Männern meines Vertrauens, den Offiziösen des Roosevelt-Régimes, Wallace und Francis Biddle, dem Attorney General, hielt, dessen liebenswürdige Frau mir viel zartes über meinen Vortrag sagte.«¹

Thomas und Katias Einbürgerung – beantragt während der ersten Vortragsreise 1938 auf dem US-Konsulat in Toronto – erfolgte im Juni 1944: »Freitag, der 23. Juni 44 war, wie ich schrieb, ›ein denkwürdiger Tag im Gange dieser Aufzeichnungen‹. Wir waren sehr zeitig auf und fuhren gleich nach dem Frühstück nach Los Angeles zum Federal Building. Dort nahm ein vollbesetzter Saal uns auf, darin Beamte Anweisungen erteilten. Der ›Judge‹ erschien, ließ

¹ Thomas, *Die Entstehung des Doktor Faustus* (2025), S. Fischer Verlag, S.11f.

² Ebd., S.66f.

³ Hans Rudolf Vaget, *Thomas Mann in Amerika* (2011), S. Fischer Verlag, S.261.

⁴ Thomas Mann, *Tagebücher 1944-1946*, S. Fischer Verlag (1986, 2003), S.211f.

sich im Podium-Stuhle nieder und hielt eine Ansprache, die durch gute Form und freundlichen Gedankengang gewiß nicht nur mir zu Herzen ging. Man erhob sich zu gemeinsamer Eidesleistung und hatte dann einzeln an anderer Stelle die Einbürgerungspapiere zu unterzeichnen. So waren wir amerikanische ›citizens‹, und ich denke gern – tue aber gut, mich kurz zu fassen beim Aussprechen dieses Gedankens –, daß ich es noch unter Roosevelt, in *seinem* Amerika geworden bin.«²

Ende 1943 war er, vermittelt von einer neuen Agentur und mit der neuen lecture ›Schicksal und Aufgabe‹, auf eine fünfte Vortragsreise gegangen; ›Schicksal und Aufgabe‹ ist inhaltlich verwandt mit der Freiheits-lecture und gilt als Vorstufe des Vortrags ›Deutschland und die Deutschen‹³, den er im Mai 1945 in der Library of Congress hielt: »Fahrt zur Library. Dort Evans und McLeish, der von San Francisco gekommen. Überaus glücklicher Verlauf des Vortrags nach schöner Einführung durch Archie. Empfang von 50 Personen bei Meyers«⁴, notierte er in seinem Tagebuch zum Redetermin. »Über Deutschland und die Deutschen zu sprechen«, so Thomas Mann zu Beginn des Vortrags, sei ein waghalsiges Unternehmen. Doch, so Mann weiter, »die ungeheuerere Katastrophe«, in die seine neuere Geschichte jetzt münde, erzwingt Interesse, »auch wenn dies Interesse sich des Mitleids weigert. Mitleid erregen zu wollen, Deutschland zu verteidigen und zu entschuldigen wäre gewiß für einen deutsch Geborenen heute kein schicklicher Vorsatz. Den Richter zu spielen, aus Willfähigkeit gegen den unermeßlichen Haß, den sein Volk zu erregen gewußt hat, es zu verfluchen und zu verdammen und sich selbst als das ›gute Deutschland‹ zu empfehlen, ganz im Gegensatz zum bösen, schuldigen dort drüben, mit dem man garnichts zu tun hat, das scheint mir einem auch nicht sonderlich zu Gesichte zu stehen.« Den Vortrag schloß er mit den Worten: »Zuletzt ist das deutsche Unglück nur das Paradigma der Tragik des Menschseins

überhaupt. Der Gnade, deren Deutschland so dringend bedarf, bedürfen wir alle.«¹

Nach 1945 blieb Thomas Mann in den USA. In einem offenen Brief an den Schriftsteller Walter von Molo, der ihn zur Rückkehr aufgefordert hatte, stellte er die Frage, ob diese zwölf Jahre denn wegzuwischen seien – er sicherte einen Besuch in Deutschland zu, unternahm diesen aber erst 1949.² Die letzten Redetermine an der Library of Congress fanden 1947 und 1949 statt. Am 29. April 1947 setzte er sich im Vortrag »Nietzsches Philosophie im Lichte unserer Erfahrung« mit Friedrich Nietzsche auseinander, 1949 mit Goethe. Einen für April 1950 angesetzten Termin an der Library of Congress, Thomas Mann wollte den Vortrag »Meine Zeit« halten, musste Luther E. Evans, der neue Librarian of Congress, absagen, da er eine Kampagne gegen Thomas Mann befürchtete. Der Kalte Krieg und die McCarthy-Ära hatten begonnen, und auch Thomas Mann wurde nach dem Weltkrieg öffentlich mit dem Kommunismus in Verbindung gebracht. Da er gute Kontakte hatte, konnte er sich dem »Committee on Un-American Activities« entziehen. 1952 kehrte er in die Schweiz zurück.³

¹ Thomas Mann, *Deutschland und die Deutschen* (1947), Berman Fischer Verlag, S.9ff.

² Thomas Mann, *Briefe II*, Herausgegeben von Erika Mann, Fischer Taschenbuch Verlag (1979), *An Walter von Molo – 7. September 1945*, S.440f.

³ Hans Rudolf Vaget, *Thomas Mann in Amerika* (2011), S. Fischer Verlag, S.404ff

Vorher

Achtung, Europa!

Veröffentlicht im November 1936 im Feuilleton des ›Pester Lloyd‹, Budapest: »Einer der führenden Denker Europas, zugleich einer der letzten »guten Europäer«, der Nobelpreisträger Thomas Mann, ruft auf diesen Seiten zur Rettung der bedrohten Kultur auf.«

Es ist nicht mehr als loyal, vorzuschicken, daß der Verfasser dieser Zeilen im Beginn des siebenten Jahrzehnts seines Lebens steht. Altersverstimmung gegen die Zeit mag eine in dem Grade gesetzmäßige Erscheinung sein, daß sechzig und mehr Jahre die Meinungen eines Mannes über »Das Neue«, den Zustand der Welt, in den hineinzuleben ihm bestimmt war, einigermaßen entwerten. Dennoch werde ich nicht auf viel Widerspruch stoßen bei der Behauptung, daß man nicht unbedingt sechzig sein muß, um die gegenwärtige Verfassung Europas grauenhaft zu finden. Man hat Jüngere dabei auf seiner Seite, vielleicht jeden, der überhaupt imstande ist, sich von Zeit und Mitwelt kritisch zu distanzieren, statt dumm und fröhlich mit zu sein, was die anderen sind. Wem diese vom Standpunkt des Eudämonismus allerdings zweifelhafte Gabe zuteil wurde, der ist nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, von ihr Gebrauch zu machen, solange er lebt: das Leben selbst, das kein Zufall ist, haftet für jene Kompetenz, die erst der Tod uns entzieht. Es ist merkwürdig genug, wie wenig man sich das Urteil eines Abgeschiedenen über das, was nach ihm kam, vorzustellen vermag. Das Gedankenexperiment, so gern man es anstellen mag, erweist sich als undurchführbar und müßig; die Stellungnahme eines aus der Zeit Gerufenen zur Zeit ist eine nicht nur physische, sondern auch geistige Unmöglichkeit. Auf ihrer Zeitrücktheit beruht die Distinktion der Toten, die einem Dichter das Wort eingab: »Ein toter Bettelmann ist vornehmer als ein lebendiger König.« Aber auch das Leben

hat seine Vornehmheit, denn es ist eine wählende Macht, und die Tatsache selbst, daß es uns in der Zeit, der Welt der Entwicklungen hält, bedeutet die biologische Autorisation und natürliche Berufung zum Mitreden in irdischen Angelegenheiten: wir sind mit unserem Urteil zuständig in dieser Zeitlichkeit, und daß wir »die Welt nicht mehr verstünden« hat als Mundverbot so wenig Sinn wie als freiwillige Abdankung.

So sind niemals sehende und sorgende Menschen vor scharfen Urteilen über die junge Mitwelt ihres Alters zurückgeschreckt, nur weil sie eben alt waren. Diese Urteile mochten ja trotzdem richtig sein. Goethes Altersbekenntnis, daß er die Jugend herzlich liebe und sich selbst, da er noch jung gewesen, auch viel lieber gehabt habe als jetzt, steht mitten zwischen Äußerungen, die seine Ungeduld mit dem neuen Geschlecht, seinen Unglauben an dieses nicht verhehlen. »Wenn man sieht«, schreibt er 1812, »wie die Welt überhaupt und besonders die junge, nicht allein ihren Lüsten und Leidenschaften hingegeben ist, sondern wie zugleich das Höhere und Bessere an ihnen durch die ernstesten Torheiten der Zeit verschoben und verfratzt wird, so daß ihnen alles, was zur Seligkeit führen sollte, zur Verdammnis wird, unsäglichen äußeren Drang nicht gerechnet, so wundert man sich nicht über Untaten, durch welche der Mensch gegen sich selbst und andere wütet.« – Wir kennen das alles: die Verfratzung des Höheren und Besseren an den jungen Leuten, den unsäglichen äußeren Drang und auch die Untaten. Altersschüchternheit soll uns nicht hindern, die Dinge beim Namen zu nennen.

Derselbe Sechziger sagt ein andermal: »Das junge Volk hört nicht mehr. Zum Hören gehört freilich auch eine besondere Bildung.« – Bildung! Das Hohngelächter einer ganzen Generation antwortet dem Wort. Es gilt, versteht sich, dem Lieblings-Terminus liberaler Bürgerlichkeit, – als ob Bildung im Ernste nichts anderes wäre als eben dies: Liberalismus und Bürgerlichkeit. Als ob sie

nicht das Gegenteil der Roheit und menschlichen Armut bedeutete und das Gegenteil der Faulheit dazu, einer elenden Schlaffheit, die elende Schlaffheit bleibt, auch wenn sie sich noch so stramm gebärdet, – mit einem Wort: als ob Bildung als Form, als Wille zur Freiheit und Wahrheit, als gewissenhaft geführtes Leben, als unendliche Bemühung nicht die moralische Zucht selber wäre!

Ich liebe ein Altersgedicht Goethes, das mit den Worten beginnt:

»Wo ist einer, der sich quälet
Mit der Last, die wir getragen?«

Ja, wo ist einer, der sich quälet? Die Kinder der jungen Welt behaupten, es schwerer zu haben, als wir es je gehabt hätten, weil ihr Teil das Abenteuer, die Not, die vollendete Unsicherheit sei, während wir in der wirtschaftlichen Geborgenheit des bürgerlichen Zeitalters hätten heranwachsen dürfen. Aber sie überschätzen die Bedeutung der äußeren Umstände, an deren Wandlung aus satter Behäbigkeit ins schäbig Heroische wir Söhne der Vorzeit uns ja noch auf unsere alten Tage gewöhnen müssen. Das Entscheidende ist, daß sie von »Bildung« im höheren und tieferen Sinn, von der Arbeit an sich selbst, von individueller Verantwortung und Mühewaltung nichts mehr wissen und sich's dafür im Kollektiven bequem machen.

Das Kollektive ist bequeme Sphäre im Vergleich mit dem Individuellen, bequem bis zur Liederlichkeit; was das kollektivistische Geschlecht sich wünscht, sich gönnt und bewilligt, sind die immerwährenden Ferien vom Ich. Was es will, was es hebt, das ist der *Rausch*, – und bei diesem Wort, dessen hohe und heilige Inhalte gewiß unentbehrlich sind für die Steigerung und religiöse Erhöhung des Lebens, zeigt sich sogleich, wie sehr die kollektivistische Lebensmode von heute nur ein Beispiel ist für die populäre Verhunzung großer und ehrwürdiger europäischer

Intuitionen im modernen Massenverschleiß und -Verbrauch. »Eines zu sein mit allem, was lebt!« ruft Hölderlin im Hyperion. »Mit diesen Worten legt die Tugend den zürnenden Harnisch, der Geist des Menschen den Zepter weg und aus dem Bunde der Wesen schwindet der Tod, und Unzertrennlichkeit, ewige Jugend beseligt, verschönert die Welt.« — Das dionysische Erlebnis, von dem diese Worte künden, finden wir erniedrigt wieder im kollektivistischen Rausch, in der rein egoistisch-genußhaften, im Grunde nichts Reelles verbürgenden Lust des jungen Mensch am Marschieren im Massentritt unterm Singen von Liedern, die eine Mischung von heruntergekommenem Volkslied und Leitartikel sind. Diese Jugend hebt das allem persönlichen Lebensernst enthobene Aufgehen im Massenhaften um seiner selbst willen und kümmert sich um Marschziele nicht viel. Aufgefordert, das Glück, das sie dabei findet, etwas näher zu bestimmen, legt sie nicht gerade viel Neigung zu konkreten Einlösungen und Verwirklichungen an den Tag. Der vom Ich und seiner Last befreiende Massenrausch ist Selbstzweck; damit verbundene Ideologien wie »Staat«, »Sozialismus«, »Größe des Vaterlandes« sind mehr oder weniger unterlegt, sekundär und eigentlich überflüssig: Der Zweck, auf den es ankommt, ist der Rausch, die Befreiung vom Ich, vom Denken, genau genommen vom Sittlichen und Vernünftigen überhaupt; auch von der Angst natürlich, der Lebensangst, die dazu drängt, sich kollektivistisch zusammenzudrücken, es menschenwarm zu haben und recht laut zu singen: — hier ist die Seite der Sache, die weitaus am ehesten unsere Sympathie und unser erbarmendes Verständnis erregen kann.

Die Glückserfahrung des Dispenses vom Ich, der Enthobenheit aus aller Selbstverantwortung, gehört dem Kriege an, und wenn ich vom modernen, vom gegenwärtigen Menschen spreche, so sind wir wohl einig, darunter den Nachkriegseuropäer zu verstehen, den Typ, der durch

den Krieg hindurchgegangen oder in die Welt hineingeboren ist, die er zurückgelassen hat. Wir sind geneigt, den heutigen Weltzustand in wirtschaftlicher wie in geistiger und moralischer Beziehung als das Ergebnis des Krieges aufzufassen – und gehen darin vielleicht zu weit. Die ungeheueren Verwüstungen äußerer und innerer Art, die er angerichtet, stehen außer Zweifel; aber der Schöpfer unserer Welt ist er nicht, sondern hat nur verdeutlicht, verstärkt und auf die Spitze getrieben, was vorher schon da war. Der unglaubliche Kulturschwund und moralische Rückschritt gegen das 19. Jahrhundert, den wir wahrheitsgemäß festzustellen haben, ist nicht das Ergebnis des Krieges, wie sehr ihn dieser auch gefördert haben möge, sondern war vorher in vollem Gange. Er ist eine säkulare Erscheinung, bedingt in erster Linie durch das Heraufkommen und die Machtergreifung des Massenmenschen, wie Jose Ortega y Gasset es in seinem Buch »La rebellion de las massas« mit großem Glanz geschildert hat.

Es ist eine tragische Einsicht, daß die Generosität des 19. Jahrhunderts, dieser in ihrer Produktivität gewaltigen Epoche, unter deren wissenschaftlichen und sozialen Wohltaten die europäische Bevölkerung sich verdreifachen konnte, – dass, sage ich, die ungeheuerer Gutwilligkeit dieses Jahrhunderts *schuld* ist an aller Ratlosigkeit unserer Gegenwart, daß diese Krise, die uns in Barbarei zurückzuschleudern droht, ihre Wurzeln in seiner kurzsichtigen Großmut hat. Ortega beschreibt vortrefflich den Einbruch der neuen Massen in eine Civilisation, deren sie sich bedienen als ob sie Natur wäre, ohne ihre höchst komplizierten Voraussetzungen zu kennen und ohne also vor diesen Voraussetzungen den geringsten Respekt zu haben. Ein Beispiel für ihr Verhalten zu den Bedingungen, denen sie ihr Leben verdanken, ist es, daß sie die liberale Demokratie zertrampeln, genauer gesagt, benützen, um sie zu zerstören. Es ist leicht möglich, daß sie bei aller kindischen Primitiven-Liebe, die sie der Technik entgegenbringen,

auch deren Verfall herbeiführen, weil sie nicht ahnen, daß sie nur das Nützlichkeitsprodukt einer freien und zwecklos um der Erkenntnis willen geübten Forschung ist, und weil sie den Idealismus und Alles, was mit ihm zu tun hat, also Freiheit und Wahrheit verachten. Von Primitivismus zu reden, ist sehr angebracht. Man setze ein heutiges Publikum (wenn dieses Wort, das noch allzu sehr den Begriff der Elite suggeriert, am Platze ist in Bezug auf die moderne Masse) vor ein Stück wie Ibsens »Wildente«, und man wird feststellen, daß es im Laufe von fünfunddreißig Jahren überhaupt unverständlich geworden ist. Die Leute halten es für eine Posse und lachen an den falschesten Stellen. Im 19. Jahrhundert gab es eine Gesellschaft, die fähig war, die europäische Ironie und Doppelbödigkeit, die idealistische Bitterkeit und das moralische Raffinement eines solchen Werkes aufzunehmen. Das ist abhandengekommen, – und eben die bewiesene Möglichkeit des »Abhandenkommens«, das Phänomen der fast jähen Niveausenkung, der Reduktion und Primitivisierung nicht nur bis zur Stumpfheit gegen die Nuance, sondern bis zum wilden Haß auf sie, – diese Erscheinung, die das 19. Jahrhundert nicht für möglich gehalten hätte, weil es an Dauer glaubte, wirkt darum so erschreckend, weil sie viel weitergehende Möglichkeiten eröffnet, weil sie zeigt, daß überhaupt und im Großen Errungenes wieder verloren gehen und in Vergessenheit geraten kann, daß die Zivilisation selbst vor einem solchen Schicksal keineswegs sicher ist.

Ich wiederhole, daß der europäische Kulturschwund nicht erst durch den Krieg erzeugt, sondern durch ihn nur beschleunigt und verschärft worden ist. Nicht der Krieg erst hat die Riesenwelle exzentrischer Barbarei und primitiv-massendemokratischer Jahrmarktsroheit aufgeworfen, die über die Welt geht; nur gehoben hat er sie und ihre brutale Wucht verstärkt wie er den Niedergang, das Absterben von sittigenden und gütigstrengen Begriffen wie Kultur, Geist, Kunst, Idee nicht bewirkt, sondern nur

beschleunigt hat. Das sind Begriffe aus Bürgerzeiten, idealistisches Gerümpel aus dem 19. Jahrhundert. Und in der Tat war das neunzehnte Jahrhundert vor allem eine idealistische Epoche, — man sieht es erst heute mit einer Art von Rührung, wie idealistisch es war. Es glaubte nicht nur an den Segen der liberalen Demokratie, sondern auch an den Sozialismus, — an einen solchen nämlich, der die Massen zu heben, sie zu belehren, Wissenschaft, Bildung, Kunst, die Güter der Kultur an sie heranzubringen wünschte. Heute hat man sich überzeugt, daß es sowohl wichtiger wie auch leichter ist, sie zu *beherrschen*, indem man immer vollkommener die plumpe Kunst ausbildet, auf ihrer Psychologie zu spielen, das heißt also: indem man Propaganda für Erziehung eintreten läßt, — nicht ohne die innere Zustimmung der Massen, wie es scheint, die sich von einer smarten Propagandatechnik im Grunde moderner und vertrauter angemutet fühlen, als von irgendwelchen Erziehungsideen. Sie sind organisierbar, und es zeigt sich, daß sie dankbar sind für jede Organisation, gleichviel welches Geistes sie ist, sei es auch der Geist der Gewalt. Die Gewalt ist ein außerordentlich vereinfachendes Prinzip; kein Wunder, daß sie das Verständnis der Massen findet.

Wären sie nur primitiv, diese modernen Massen, wären sie nur frischfröhliche Barbaren, — es wäre mit ihnen auszukommen, man könnte manches von Ihnen hoffen. Aber sie sind außerdem zweierlei, was sie schlechthin fürchterlich macht: sie sind *sentimental* und sie sind auf katastrophale Weise *philosophisch*. Der Massengeist, von rummelhafter Modernität wie er ist, redet dabei den Jargon der Romantik; er spricht von »Volk«, von »Erde und Blut«, von lauter alten und frommen Dingen und schimpft auf den Asphaltgeist, — mit dem er identisch ist. Das Ergebnis ist eine lügnerische, in roher Empfindsamkeit schwimmende Vermantschung von Seele und Massenmumpitz, — eine triumphale Mischung; sie charakterisiert und bestimmt unsere Welt.

Was das Philosophentum der Massen betrifft, so steht es damit noch schlimmer. Natürlich haben sie es nicht aus sich selbst erzeugt, sondern es ist ihnen von oben her, aus geistiger Region zugesickert. Die Rolle, die schon seit einigen Jahrzehnten der Geist auf Erden spielt, ist ja die sonderbarste. Er hat sich gegen sich selbst gewandt, hat sich zuerst ironisiert und dann sich mit vollem Pathos selber verneint zugunsten des Lebens und der allein lebenspendenden Kräfte des Unbewußten, Dynamischen, Dunkel-schöpferischen, des Mütterlich-Cythonischen, der heilig-gebärerischen Unterwelt. Wir alle kennen diese Wendung des Geistes gegen sich selbst, gegen die Vernunft, die er als die Mörderin des Lebens verfluchte und anprangerte: ein kühnes und faszinierendes Schauspiel, — nur etwas verwirrend seiner Natur nach, sodaß man vielleicht besser getan hätte, nicht allzu breite Schichten des Publikums dabei zuzulassen. Es versteht sich, daß der Kampf gegen den Idealismus *aus Idealismus* begonnen wurde. Das 19. Jahrhundert war so bitter wahrheitsliebend, daß es, durch Ibsen, sogar die »Lebenslüge« als unentbehrlich anerkennen wollte, — und man sieht wohl: es ist ein großer Unterschied, ob man aus schmerzlichem Pessimismus und bitterer Ironie die Lüge bejaht oder aus Mangel an Wahrheitsliebe. Dieser Unterschied ist heute nicht jedermann deutlich. Nietzsches hoherregte Polemik gegen Platonismus, Sokratismus, Christentum war die eines Menschen, der mit Pascal mehr Ähnlichkeit hatte als mit Cesare Borgia oder Machiavelli, sie war die asketische Selbstüberwindung eines geborenen Christen. Sehr ähnlich war der Kampf, den Marx gegen den Wahrheits- und Moralbegriff des deutschen Idealismus führte, — er führte ihn aus Idealismus, um einer neuen Wahrheit und Gerechtigkeit willen, nicht eigentlich aus Verachtung des Geistes. Diese war Jahrzehnten vorbehalten, die die idealistische Erhebung gegen den Idealismus romantisierten und ihr dadurch gefährliche Möglichkeiten der Popularität verliehen. Sie

sahen nicht oder kümmerten sich nicht um die Gefahren für Humanität und Kultur, die in aller geistigen Antigeistigkeit liegen, den Keim der Reaktion in solcher Revolution, die finsternen Möglichkeiten des Mißbrauchs durch eine Wirklichkeit, für die sie im Handumdrehen zum Freibrief der Un- und Antigeistigkeit pur sang und jeder menschlichen Unanständigkeit, jeder wüsten Verachtung von Wahrheit, Freiheit, Gerechtigkeit, Menschenanstand wird. Man muß feststellen, daß es dem Geist an Sinn für Verantwortung fehlte, an der Einsicht, daß das Moralische mit dem Intellektuellen zusammenhängt, daß sie zusammen steigen und fallen und die Folge der Vernunftverachtung moralische Verwilderung ist. Zehntausend Dozenten des Irrationalen kümmerten sich nicht darum, ob sie etwa das Volk zum moralischen Sansculottismus und zur Stumpfheit gegen alle Greuel erzogen.

Die neuen Massen hörten läuten von der epochalen Entthronung des Geistes und der Vernunft, die sich in der oberen Sphäre vollzogen hatte, sie erfuhren davon als vom Neuesten und Modernsten und konnten nicht sehr verblüfft davon sein, da entsprechende Vorgänge unter ihnen selbst praktisch längst im Gange waren. Viele Dinge, die die strengere Humanität des 19. Jahrhunderts nicht zugelassen hätte, waren wieder möglich geworden, hatten sich im Jahrmarktslärm und Budengeläut der Zeit wieder in sie eingeschlichen: allerlei Geheimwissenschaften, Halbwissenschaften und Charlatanerien, obskures Sektenwesen und alberne Hintertreppenreligionen, krasser Humbug, Köhlerglaube und Schäfersalbaderei blühten, sie hatten Massenzulauf, bestimmten den Zeitstil, — und das alles wurde von vielen Gebildeten nicht als niedriger moderner Rummel, nicht als kulturelle Verelendung empfunden, sondern als Wiedergeburt tiefer Lebenskräfte und ehrwürdiger Volksseelenhaftigkeit mystifiziert. Der Boden war bereitet auch für den absurdesten und schimpflichsten Massenaberglauben, — aber es war nicht der dumpfe,

gedankenlose Aberglaube früherer Zeiten, sondern ein modern-demokratischer, der das Recht zu denken für jeden voraussetzt, ein Aberglaube mit »Weltanschauung«.

Zweifellos, Not lehrt denken — es fragt sich nur, wie? Was geschieht, wenn verelendete, depossedierte, von Not verstörte und mit Ressentiment geladene Mittelstands- und Untermittelstandsmassen zu denken und Mystik zu treiben beginnen, das haben wir erfahren. Der Kleinbürger hatte in Erfahrung gebracht, daß die Vernunft abgeschafft sei, daß man den Intellekt beschimpfen dürfe, daß diese Popanze, die irgendwie mit Sozialismus, mit Internationalismus, auch mit dem jüdischen Geiste zu tun hatten, wohl gar an seinem Elend schuld waren, und mit höherer Ermächtigung dachte er gegen die Vernunft, lernte das sprachlich schwierige, sonst aber sehr triebbehagliche Wort »Irrationalismus« aussprechen. Die Popularisierung des Irrationalen, ein Ereignis des zweiten und dritten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts, ist wohl das kläglichste und lächerlichste Schauspiel, das die Geschichte zu bieten hat. Ganz auf eigene Hand erfand der denkerisch wildgewordene Kleinbürger das Wort »Intellektbestie«, eine blödsinnige Vokabel, aber autorisiert gewissermaßen aus der oberen Sphäre des antigeistigen Geistes und effektiv in ihrer inferioren Schmissigkeit, — eine Totschlagformel, die zunächst allen politischen und sozialen Vernunftwilen, dem Willen zum Frieden, der europäischen Gesinnung galt, darüber hinaus aber eigentlich jeder geistigen Zucht und Gesittung.

Wie aber der antigeistige Geist nicht umhin kann, immer noch Geist zu sein, so kommt auch sein subalterner Sprößling, der räsonnierende Massenmensch, ohne Geist und Denken nicht aus. Er redet ja, er philosophiert und schreibt, und was er von sich gibt, ist nichts als verhunzter Geist, Groschenintellektualismus. Die Luft ist voll von stümperhaft aufgeregtem Massendenken. Schwaden verdorbener Literatur liegen über dem Lande und

machen das Atmen unmöglich. Der gegen die Vernunft philosophierende Massenmensch hat das Recht zu denken, zu reden und zu schreiben für sich allein usurpiert, er hat allen anderen den Mund verboten und, vor Widerspruch sicher, macht er von seinem Prärogativ auf eine Weise Gebrauch, daß einem Hören und Sehen vergeht und man die liberale Demokratie verfluchen möchte, die jedermann Lesen und Schreiben gelehrt hat. Man hat das Gefühl, daß der Gedanke selbst und das Wort auf immer entehrt sind durch einen so elenden Mißbrauch. Hemmungslos schleudert eine kläglich überreizte Viertelsbildung ihre Pseudoerkenntnisse und böartigen Theoreme, ihren mystagogischen Gallimathias und ihre unverschämten Millenniumsentscheidungen hervor, und nur schwach, nur ängstlich wagt eine teils eingeschüchterte, teils schimpflich sympathisierende Wissenschaft eine leise Gegenerinnerung. Nicht lange mehr, und dies Denkertum wird überall die Macht haben, seine »Ideen« zu verwirklichen, sich dreist und gewaltsam in Geschichte umzusetzen. Die Geschichte wird danach sein. — Aber hat es nicht etwas christlich Ergreifendes, dieser siegreiche Aufstand der Armen im Geist, dies Zuschandenwerden von Wissenschaft, Bildung, Gescheitheit und Kultur vor dem Geschmack und dem Urteil der kleinen Leute, der Fischer, Zöllner und Sünder? Ich glaube, daß Vorsicht geboten ist im Gebrauch dieser Parallele. Die christliche Revolution und die des Massenmenschen weisen Charakter-Unterschiede auf, Unterschiede des Wohlwollens und der Menschenfreundlichkeit, um es aufs einfachste zu sagen, die einer ernststen Warnung vor Verwechslungen und falschem Wiedererkennen gleichkommen. Unsere Zeit hat das eigentümlich verdrehte Phänomen zustandegebracht, daß eine Massenversammlung armer Schlucker im Geiste voll krankhaften Entzückens der *Abschaffung der Menschenrechte* zujubelte, die jemand von der Tribüne herab durch den Lautsprecher verkündete. — Aus Schlichtheit kann

Wahrheit kommen, aus Schlechtigkeit nicht.

Vielleicht wird man mir erwidern, die moderne Bewegung sei heroischer Art, während die christliche Weltveränderung und die Französische Revolution altruistisch-humanitären Charakter getragen hätten. Aber so sehr ich das Heroische in seinen großen geistigen Manifestationen Hebe und bewundere, — ich kann mich nicht überwinden, an den Heroismus der kleinen Leute zu glauben. Ihre Welt ist nicht heroisch, sie ist kolportagehaft, kriminalromantisch; sie hat viel vom Pfennigschmöcker und vom Sensationsfilm, aber garnichts Heroisches. Man müßte eine Moritat heroisch nennen dürfen, wenn dieses Wort passend sein sollte für die moderne Massenwelt. Man wird Anstand nehmen, den neuen Verbrecher- und Mordstil in der Politik, diese Creation eines inferioren Fanatismus, heroisch zu nennen. Um auch nur begreifen zu können, was Heroismus sei, dazu gehört ein höheres moralisches Niveau als das einer Philosophie, für die Gewalt und Lüge die Grundprinzipien alles Lebens bedeuten. Es ist in der Tat die Philosophie des an Denkwut erkrankten Kleinbürgers. Außer an die Gewalt glaubt er nur an die Lüge und an diese vielleicht noch inbrünstiger als an jene. Unter den europäischen Ideen, die er dank seiner Erhebung für endgültig erledigt hält: Wahrheit, Freiheit, Gerechtigkeit, ist die Wahrheit ihm die verhaßteste, unmöglichste. Was er dafür einsetzt, ist der »Mythus«: dies Wort spielt in seinem Bildungsvokabular eine ebenso hervorstechende Rolle wie das »Heroische«. Sieht man genauer hin, was er damit meint, so ergibt sich, daß es die Aufhebung des Unterschiedes von Wahrheit und Humbug ist.

Das Problem der Wahrheit, nämlich der Wahrheit als absoluter Idee und in ihrer Bedingtheit durch das Leben, der Wahrheit in ihrer Ewigkeit und ihrer Wandelbarkeit, ist ein Problem von ernstestem moralischen Gewicht. Was ist Wahrheit? So fragt nicht nur der skeptische römische Weltmann, so fragt die Philosophie selbst, der kritisch sich

selbst bedenkende Geist. Er ist lebenswillig, er räumt ein, daß das Leben die Wahrheit braucht, die ihm hilft, die es fördert. »Nur das Lebensfördernde ist wahr.« Der Satz möge gelten. Um aber nicht aus aller Moral zu fallen, um nicht in einem Abgrund von Cynismus zu versinken, ist es nötig, ihn durch den anderen zu ergänzen: »Nur die Wahrheit ist lebensfördernd.« Ist die »Wahrheit« nicht ein für allemal gegeben, sondern ist sie wandelbar, so muß desto tiefer, gewissenhafter und empfindlicher die Sorge sein des geistigen Menschen um sie; seine Achtsamkeit auf die Regungen des Weltgeistes, auf Veränderungen im Bilde der Wahrheit, auf das zeitlich Rechte und Notwendige, um nicht zu sagen: das Gottgewollte, dem der geistige Mensch zu dienen hat, unbekümmert um den Hass der Stumpfen, Furchtsamen und Verstockten, den Interessenten an der Erhaltung des falsch und schlecht Gewordenen.

So also, in kurzen Worten, stellt das Problem der Wahrheit sich dem leidlich gutartigen, leidlich gottesfürchtigen Menschensinn dar. Dagegen die Lüge als einzig lebenzeugende, einzig geschichtswirksame Macht zu inthronisieren; sich eine Philosophie daraus zu machen, daß man den Unterschied zwischen Wahrheit und Lüge überhaupt nicht mehr anerkennt; einen Schandpragmatismus in Europa aufzurichten, der den Geist selbst zugunsten des Nutzens leugnet, ohne Skrupel Verbrechen begeht oder gut heißt, wenn sie seinen Ersatz-Absolutheiten dienen und vor dem Begriff der Fälschung nicht im Mindesten zurückschreckt, sondern dem Fälschung ebenso viel gilt wie Wahrheit, wenn sie in seinem Sinne *nützt*, — das war dem Menschentyp vorbehalten, von dem ich spreche. Ich will nicht so weit gehen, ihn dem »modernen Menschen« selbst gleichzusetzen. Aber er ist ein verbreiteter Typus, ein Massentypus, und wenn ich ihn zeitbestimmend nenne, so spreche ich zum Mindesten seine eigene Überzeugung aus, — diese Überzeugung, die ihm den schmetternden Elan verleiht, mit dem er sich anschickt, eine

durch moralische Hemmungen gegen ihn benachteiligte Welt zu überrennen und sich zu ihren Herrn und Meister zu machen.

Was das Ergebnis wäre, ist vollkommen klar und gewiß. Es wäre der Krieg, die umfassende Katastrophe, der Untergang der Civilisation. Es ist meine feste Überzeugung, daß nur dies und nichts anderes die Folge der aktiven Philosophie dieses Menschentyps sein kann, und darum schien es mir Pflicht, auf ihn und auf die furchtbare Bedrohung, die von ihm ausgeht, die Rede zu bringen. Die Schwäche der älteren, gebildeten Welt angesichts dieses Hunnentums zu beobachten, ihr beirrtes, verwirrtes Zurückweichen vor ihm mit anzusehen, ist wahrhaft beängstigend. Eingeschüchtert, vor den Kopf geschlagen, nicht wissend wie ihr geschieht, mit betretenem Lächeln, räumt sie Position für Position und scheint eingestehen zu wollen, daß sie »die Welt nicht mehr versteht.« Sie kondezendiert zu dem geistigen und moralischen Stande des Todfeindes, übernimmt seine stupide Redeweise, bequemt sich seinen elenden Denkkategorien, dem tückischen Stumpfsinn seiner Idiosynkrasien und propagandistischen Alternativen – und merkt es nicht einmal. Sie ist vielleicht schon verloren. Entreißt sie sich nicht der Hypnose, besinnt sie sich nicht auf sich selbst, so ist sie es gewiß. In allem Humanismus liegt ein Element der Schwäche, das mit seiner Verachtung des Fanatismus, seiner Duldsamkeit und seiner Liebe zum Zweifel, kurz: mit seiner natürlichen Güte zusammenhängt und ihm unter Umständen zum Verhängnis werden kann. Was heute nottäte, wäre ein *militanter* Humanismus, ein Humanismus, der seine Männlichkeit entdeckte und sich mit der Einsicht erfüllte, daß das Prinzip der Freiheit, der Duldsamkeit und des Zweifels sich nicht von einem Fanatismus, der *ohne* Scham und Zweifel ist, ausbeuten und überrennen lassen darf. Ist der europäische Humanismus einer streitbaren Wiedergeburt seiner Ideen unfähig geworden; vermag er nicht mehr, sich

die eigene Seele in kämpferischer Lebensfrische bewußt zu machen, so wird er zu Grunde gehen, und ein Europa wird sein, das seinen Namen nur noch ganz historischer Weise weiterführen wird, und vor dem es besser wäre, sich ins Unbeteiligt-Zeitlose zu bergen.

Ein Briefwechsel

Philosophische Fakultät
der Rheinischen
Friedrich-Wilhelms-Universität

J.-Nr. 58

Bonn, den 19. Dezember 1936.

Im Einverständnis mit dem Herrn Rektor der Universität Bonn muß ich Ihnen mitteilen, daß die Philosophische Fakultät sich nach Ihrer Ausbürgerung genötigt gesehen hat, Sie aus der Liste der Ehrendoktoren zu streichen. Ihr Recht, diesen Titel zu führen, ist gemäß Art. VIII unserer Promotionsordnung erloschen.

(Unleserlich)
Dekan

Herrn Schriftsteller Thomas Mann!

An den Herrn Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Bonn.

Sehr geehrter Herr Dekan,

ich habe die trübselige Mitteilung erhalten, die Sie unterm 19. Dezember an mich gerichtet haben. Erlauben Sie mir, Ihnen folgendes darauf zu erwidern:

Die schwere Mitschuld an allem gegenwärtigen Unglück, welche die deutschen Universitäten auf sich geladen haben, indem sie aus schrecklichem Mißverstehen der historischen Stunde sich zum Nährboden der verworfenen Mächte machten, die Deutschland moralisch, kulturell und wirtschaftlich verwüsten, — diese Mitschuld hatte mir die Freude an der mir einst verliehenen akademischen Würde längst verleidet und mich gehindert, noch irgendwelchen Gebrauch davon zu machen. Den Ehrentitel eines Doktors der Philosophie führe ich auch heute, da die Harvard-Universität ihn mir aufs neue verliehen hat, und zwar mit einer Begründung, die ich Ihnen, Herr Dekan, nicht vorenthalten möchte.

Aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt, lautet das Dokument: »... haben wir, Rektor und Senat unter dem Beifall der ehrenwerten Universitätsinspektoren in feierlicher Sitzung Thomas Mann, den weitberühmten Schriftsteller, welcher, indem er vielen unserer Mitbürger das Leben deutete, *zusammen mit ganz wenigen Zeitgenossen die hohe Würde der deutschen Kultur bewahrt*, zum Doktor der Philosophie ehrenhalber ernannt und ausgerufen und ihm alle Rechte und Ehren, welche mit diesem Grade verbunden sind, verliehen.«

So sonderbar der aktuellen deutschen Auffassung widersprechend malt sich meine Existenz in den Köpfen freier und gebildeter Männer jenseits des Meeres — und, ich darf es hinzufügen, nicht nur dort. Nie wäre es mir in

den Sinn gekommen, mit den Worten jenes Schriftstücks zu prahlen; heute und hier aber darf, ja muß ich sie anführen; und wenn Sie, Herr Dekan (ich kenne die Gepflogenheiten nicht), die an mich gerichtete Mitteilung am Schwarzen Brett Ihrer Universität sollten haben anschlagen lassen, so müßte ich wahrhaftig wünschen, daß auch dieser meiner Entgegnung solche Ehre zuteil würde: vielleicht daß manchen akademischen Bürger, Student oder Professor, doch ein nachdenkliches Stutzen, ein rasch unterdrückter, ahnungsvoller Schrecken ankäme bei einer Lektüre, die einem flüchtigen Blick aus böseartig erzwungener Abgeschlossenheit und Unwissenheit in die freie geistige Welt gleichkommen würde.

Hier könnte ich schließen. Und doch wollen in diesem Augenblick einige weitere Erklärungen mir wünschenswert oder doch statthaft scheinen. Zu meiner staatsrechtlichen »Ausbürgerung« habe ich, trotz mancher Anfrage, geschwiegen; die akademische darf ich als schickliche Gelegenheit betrachten zu einem knappen persönlichen Bekenntnis, — wobei Sie, Herr Dekan, den ich nicht einmal dem Namen nach kenne, sich nur als den Zufallsadressaten dieser Ihnen kaum zugedachten Äußerung betrachten wollen.

In diesen vier Jahren eines Exils, das freiwillig zu nennen wohl eine Beschönigung wäre, da ich, in Deutschland verblieben oder dorthin zurückgekehrt, wahrscheinlich nicht mehr am Leben wäre, hat die sonderbare Schicksals-irrtümlichkeit meiner Lage nicht aufgehört, mir Gedanken zu machen. Ich habe es mir nicht träumen lassen, es ist mir nicht an der Wiege gesungen worden, daß ich meine höheren Tage als Emigrant, zu Hause enteignet und verfemt, in tief notwendigem politischem Protest verbringen würde. Seit ich ins geistige Leben eintrat, habe ich mich in glücklichem Einvernehmen mit den seelischen Anlagen meiner Nation, in ihren geistigen Traditionen sicher geborgen gefühlt. Ich bin weit eher zum Repräsentanten geboren als

zum Märtyrer, weit eher dazu, ein wenig höhere Heiterkeit in die Welt zu tragen, als den Kampf, den Haß zu nähren. Höchst Falsches mußte geschehen, damit sich mein Leben so falsch, so unnatürlich gestaltete. Ich suchte es aufzuhalten nach meinen schwachen Kräften, dies grauenhaft Falsche, — und eben dadurch bereitete ich mir das Los, das ich nun lernen muß mit meiner ihm eigentlich fremden Natur zu vereinigen.

Gewiß, ich habe die Wut dieser Machthaber herausgefordert nicht erst in den letzten vier Jahren, durch mein Außenbleiben, die ununterdrückbaren Kundgebungen meines Abscheus. Lange vorher schon hatte ich es getan und mußte es tun, weil ich früher als das heute verzweifelte deutsche Bürgertum sah, wer und was da herauf kam. Als Deutschland dann wirklich in diese Hände gefallen war, gedachte ich zu schweigen; ich meinte, mir durch die Opfer, die ich gebracht, das Recht auf ein Schweigen verdient zu haben, das es mir ermöglichen würde, etwas mir herzlich Wichtiges, den Kontakt mit meinem innerdeutschen Publikum aufrecht zu erhalten. Meine Bücher, so sagte ich mir, sind für Deutsche geschrieben, für solche zuerst; die »Welt« und ihre Teilnahme waren mir immer nur ein erfreuliches Akzidens. Sie sind, diese Bücher, das Produkt einer wechselseitigen erzieherischen Verbundenheit von Nation und Autor und rechnen mit Voraussetzungen, die ich selber erst in Deutschland habe schaffen helfen. Das sind zarte und hütenswerte Beziehungen, die plump zu zerreißen man der Politik nicht erlauben soll. Gab es Ungeduldige daheim, die, selbst geknebelt, dem in der Freiheit Lebenden sein Stillschweigen verübeln würden: die große Mehrzahl, durfte ich hoffen, würde meine Zurückhaltung verstehen, ja sie mir danken.

So meine Vorsätze. Sie waren undurchführbar. Ich hätte nicht leben, nicht atmen können, ich wäre erstickt, ohne dann und wann zwischenein, wie alte Völker sagten, »mein Herz zu waschen«, ohne von Zeit zu Zeit meinem

unergründlichen Abscheu vor dem, was zu Hause in elenden Worten und elenderen Taten geschah, unverhohlenen Ausdruck zu geben. Verdient oder nicht, mein Name hatte sich nun einmal für die Welt mit dem Begriff eines Deutschtums verbunden, das sie liebt und ehrt; daß gerade ich der wüsten Verfälschung klar widerspräche, welche dies Deutschtum jetzt erlitt, war eine in alle freien Kunstträume, denen ich mich so gern überlassen hätte, beunruhigend hineintönende Forderung. Eine Forderung, schwer abzuweisen für einen, dem immer gegeben gewesen war, sich auszudrücken, sich im Wort zu befreien, dem immer Erleben eins gewesen war mit reinigend bewahrender Sprache.

Das Geheimnis der Sprache ist groß; die Verantwortlichkeit für sie und ihre Reinheit ist symbolischer und geistiger Art, sie hat keineswegs nur künstlerischen, sondern allgemein moralischen Sinn, sie ist die Verantwortlichkeit selbst, menschliche Verantwortlichkeit schlechthin, auch die Verantwortung für das eigene Volk, die Reinerhaltung seines Bildes vorm Angesichte der Menschheit, und in ihr wird die Einheit des Menschlichen erlebt, die Ganzheit des humanen Problems, die es niemandem erlaubt, heute am wenigsten, das Geistig-Künstlerische vom Politisch-Sozialen zu trennen und sich gegen dieses im Vornehm-»Kulturellen« zu isolieren; diese wahre Totalität, welche die Humanität selber ist und gegen die verbrecherisch verstieße, wer etwa ein Teilgebiet des Menschlichen, die Politik, den Staat, zu »totalisieren« unternähme.

Ein deutscher Schriftsteller, an Verantwortung gewöhnt durch die Sprache; ein Deutscher, dessen Patriotismus sich – vielleicht naiverweise – in dem Glauben an die *unvergleichliche moralische Wichtigkeit* dessen äußert, was in Deutschland geschieht, – und sollte schweigen, ganz schweigen zu all dem unsühnbar Schlechten, was in meinem Lande an Körpern, Seelen und Geistern, an Recht und Wahrheit, an Menschen und an dem Menschen täglich

begangen wurde und wird? Zu der furchtbaren Gefahr, die dies menschenverderberische, in unsäglicher Unwissenheit über das, was die Weltglocke geschlagen hat, lebende Regime für den Erdteil bedeutet? Es war nicht möglich. Und so kamen, gegen das Programm, die Äußerungen, die unvermeidlich Stellung nehmenden Gesten zustande, die nun den absurden und kläglichen Akt meiner nationalen Exkommunikation herbeigeführt haben.

Der einfache Gedanke daran, wer die Menschen sind, denen die erbärmlich-äußerliche Zufallsmacht gegeben ist, mir mein Deutschtum abzusprechen, reicht hin, diesen Akt in seiner ganzen Lächerlichkeit erscheinen zu lassen. Das Reich, Deutschland soll ich beschimpft haben, indem ich mich gegen *sie* bekannte! Sie haben die unglaubliche Kühnheit, sich mit Deutschland zu verwechseln! Wo doch vielleicht der Augenblick nicht fern ist, da dem deutschen Volke das Letzte daran gelegen sein wird, nicht mit ihnen verwechselt zu werden.

Wohin haben sie, in noch nicht vier Jahren, Deutschland gebracht? Ruiniert, seelisch und physisch ausgesogen von einer Kriegaufrüstung, mit der es die ganze Welt bedroht, die ganze Welt aufhält und an der Erfüllung ihrer eigentlichen Aufgaben, ungeheurer und dringender Aufgaben *des Friedens*, hindert; geliebt von niemandem, mit Angst und kalter Abneigung betrachtet von allen, steht es am Rande der wirtschaftlichen Katastrophe, und erschrocken strecken sich die Hände seiner »Feinde« nach ihm aus, um ein so wichtiges Glied der zukünftigen Völkergemeinschaft vom Abgrunde zurückzureißen, ihm zu helfen wenn anders es nur zur Vernunft kommen und sich in die wirklichen Notwendigkeiten der Weltstunde finden will, statt sich irgendeine falschheilige Sagennot zu erträumen. Ja, die Bedrohten und Aufgehaltenen müssen ihm schließlich noch helfen, damit es nicht den Erdteil mit sich reiße und gar in den Krieg ausbreche, auf den es, als auf die ultima ratio, immer noch die Augen gerichtet hält.

Die reifen und gebildeten Staaten — wobei ich unter »Bildung« die Bekanntschaft mit der grundlegenden Tatsache verstehe, daß der Krieg nicht mehr erlaubt ist — behandeln dies große, gefährdete und alles gefährdende Land oder vielmehr die unmöglichen Führer, denen es in die Hände gefallen, wie Ärzte den Kranken: mit größter Nachsicht und Vorsicht, mit unerschöpflicher, wenn auch nicht gerade ehrenvoller Geduld; jene aber glauben, »Politik«, Macht- und Hegemonie-Politik gegen sie treiben zu sollen. Das ist ein ungleiches Spiel. Macht einer »Politik«, wo die anderen an Politik gar nicht mehr denken, sondern an *den Frieden*, so fallen ihm vorübergehend gewisse Vorteile zu. Die anachronistische Unwissenheit darüber, daß der Krieg nicht mehr statthaft ist, trägt selbstverständlich eine Weile »Erfolge« ein über die, die es wissen. Aber wehe dem Volk, das, weil es nicht mehr ein noch aus weiß, am Ende wirklich seinen Ausweg in den Gott und Menschen verhaßten Greuel des Krieges suchte! Dies Volk wäre verloren. Es wird geschlagen werden, daß es sich nie wieder erhebt.

Sinn und Zweck des nationalsozialistischen Staatesystems ist einzig der und kann nur dieser sein: das deutsche Volk unter unerbittlicher Ausschaltung, Niederhaltung, Austilgung jeder störenden Gegenregung für den »kommenden Krieg« in Form zu bringen, ein grenzenlos willfähriges, von keinem kritischen Gedanken angekränkelt, in blinde und fanatische Unwissenheit gebanntes Kriegsinstrument aus ihm zu machen. Einen anderen Sinn und Zweck, eine andere *Entschuldigung* kann dieses System nicht haben; alle Opfer an Freiheit, Recht, Menschenglück, eingerechnet die heimlichen und offenen Verbrechen, die es ohne Bedenken auf sich genommen hat, rechtfertigen sich allein in der Idee der unbedingten Ertüchtigung zum Kriege. Sobald der Gedanke des Krieges dahinfiele, als Zweck seiner selbst, wäre es nichts weiter mehr als Menschheitsschinderei — es wäre vollkommen sinnlos und überflüssig.

Die Wahrheit zu sagen: es ist dies beides, sinnlos und überflüssig, — nicht nur, weil man ihm den Krieg nicht erlauben wird, sondern weil es selbst in Ansehung seiner Leitidee, der absoluten und »totalen« Kriegsertüchtigung, das Gegenteil von dem bewirkt, was es anstrebt. Kein Volk der Erde ist heute so wenig in der Verfassung, so ganz und gar untauglich, den Krieg zu bestehen, wie dieses. Daß es keinen Verbündeten haben wird, nicht einen einzigen in der Welt, ist das erste, doch das geringste. Deutschland würde allein sein, furchtbar gewiß immer noch in seiner Verlassenheit; aber diese wäre furchtbarer, denn es wäre eine Verlassenheit auch von sich selbst. Geistig reduziert und erniedrigt, moralisch ausgehöhlt, innerlich zerrissen, in tiefem Mißtrauen gegen seine Führer und alles, was sie durch Jahre mit ihm angestellt, tief unheimlich sich selber, zwar unwissend, aber übler Ahnungen voll, würde es in diesen Krieg gehen — nicht in dem Zustande von 1914, sondern, selbst physisch schon, in dem von siebzehn, von achtzehn. Zehn Prozent unmittelbare Nutznießer des Systems, auch sie schon halb abgefallen, würden nicht hinreichen, einen Krieg zu gewinnen, in welchem die Mehrzahl der andern nur die Gelegenheit sähe, den schändlichen Druck abzuschütteln, der so lange auf ihnen gelastet, — einen Krieg also, der nach der ersten Niederlage in Bürgerkrieg sich verkehren würde.

Nein, dieser Krieg ist unmöglich. Deutschland kann ihn nicht führen, und sind seine Machthaber irgend bei Verständen, so sind die Versicherungen ihrer Friedfertigkeit nicht das, als was sie sie vor ihren Anhängern blinzeln lassen möchten: taktische Lügen, sondern entspringen der scheuen Einsicht in eben diese Unmöglichkeit. Kann und soll aber nicht Krieg sein — wozu dann Räuber und Mörder? Wozu Vereinsamung, Weltfeindschaft, Rechtlosigkeit, geistige Entmündigung, Kulturnacht und jeglicher Mangel? Warum nicht lieber Deutschlands Rückkehr nach Europa, seine Versöhnung mit ihm, seine freie, vom

Erdkreis mit Jubel und Glockengeläut begrüßte Einfügung in ein europäisches Friedenssystem mit all ihrem inneren Zubehör an Freiheit, Recht, Wohlstand und Menschenanstand? Warum nicht? Nur weil ein das Menschenrecht in Wort und Tat verneinendes Regime, das an der Macht bleiben will und nichts weiter, sich selbst verneinen und aufheben würde, wenn es, da es denn nicht Krieg machen kann, wirklich Frieden machte? Aber ist das auch ein Grund? —

Ich habe wahrhaftig vergessen, Herr Dekan, daß ich noch immer zu Ihnen spreche. Gewiß darf ich mich getrost, daß Sie schon längst nicht mehr weiter gelesen haben, entsetzt von einer Sprache, deren man in Deutschland seit Jahren entwöhnt ist, voll Schrecken, daß jemand sich erdreistet, das deutsche Wort in alter Freiheit zu führen. — Ach, nicht aus dreister Überheblichkeit habe ich gesprochen, sondern aus einer Sorge und Qual, von welcher Ihre Machtergreifer mich nicht entbinden konnten, als sie verfügten, ich sei kein Deutscher mehr; einer Seelen- und Gedankennot, von der seit vier Jahren nicht eine Stunde meines Lebens frei gewesen ist und gegen die ich meine künstlerische Arbeit tagtäglich durchzusetzen hatte. Die Drangsal ist groß. Und wie wohl auch ein Mensch, der aus religiöser Schamhaftigkeit den obersten Namen gemeinlich nur schwer über die Lippen oder gar aus der Feder bringt, in Augenblicken tiefer Erschütterung ihn dennoch um letzten Ausdrucks willen nicht entbehren mag, so lassen Sie mich — da alles doch nicht zu sagen ist — diese Erwiderung mit dem Stoßgebet schließen:

Gott helfe unserm verdüsterten und mißbrauchten Lande und lehre es, seinen Frieden zu machen mit der Welt und mit sich selbst!

Küsnacht am Zürichsee, Neujahr 1937.

Dieser Friede

Ein ›Mitte Oktober 1938‹ in Princeton N. J. verfasster Aufsatz – nach dem Umzug in die USA.

In den letzten Tagen und Wochen haben Ereignisse sich vollzogen, die einen immer noch beträchtlichen Teil der Welt – man darf ihn den besseren nennen – in tiefste Enttäuschung, Entmutigung, ja Verzweiflung gestürzt haben. Die Geschehnisse, deren angewidert-erschütterte und grausam vexierte Zuschauer wir waren, sind entscheidend in einem weitreichenden, verhängnisvollen Sinn und jede Hoffnung auf günstige Rückschläge und Wiederherstellungen, wie sie hie und da auf den raschen Fluß aller Dinge und auf eine mögliche Besinnung der überlisteten Völker gegründet werden mag, scheint mir müßig. Das Geschehen, wie es als Verrat und Untat aus entsittlichter und lügenhaft-überflüssiger Friedensliebe sich darstellte, hat zu viel innere Folgerichtigkeit, es wurzelt zu tief in einem halb unbewußten, aber entschlossenen – unserer Überzeugung nach unglücklichen und verderblichen – europäischen Gesamtwillen, dessen klassisch-hypokritische Funktionäre die englischen Staatsmänner waren, als daß man es nicht für europäisch konstituierend halten müßte, auf Jahrzehnte hinaus. Und jene Gesinnung, die es anders, es besser und menschlicher mit der Entwicklung der Dinge in Deutschland und in Europa meinte, ist ebenso verraten, verkauft und geopfert worden, wie das tapfere kleine Land, das dem deutschen Faschismus auf seinem Marsch zur europäischen Hegemonie im Wege war.

Sind also Äußerungen dieser Gesinnung, wie sie der hier vorliegenden Schrift vorangingen, sind Bekenntnisse und soziale Bemühungen, wie sie die Zeit in all diesen Jahren auch dem Verfasser auferlegte, nun als überholt und entwertet, als von der Geschichte widerlegt und Lügen gestraft zu betrachten? Können sie dem Willen überhaupt